

Helene Sommerfeld

# Die Ärztin

Das Licht  
der Welt



Weltbild

Das Licht der Welt

## **Die Ärztin-Saga**

Band 1: Das Licht der Welt

Band 2: Stürme des Lebens

Band 3: Die Wege der Liebe

*Helene Sommerfeld*

Helene Sommerfeld ist das Pseudonym eines in Berlin lebenden Autoren-Ehepaars. Viele ihrer Romane und Sachbücher waren internationale Bestseller. Auch mit der Historien-Saga um die Ärztin Ricarda Thomasius feierte Helene Sommerfeld große Erfolge.

Helene Sommerfeld

# Das Licht der Welt

Roman

**Weltbild**



Besuchen Sie uns im Internet:  
*[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)*

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,  
Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg  
Copyright der Originalausgabe © 2018 by Rowohlt Verlag GmbH,  
Reinbek bei Hamburg  
Umschlaggestaltung: [www.buerosued.de](http://www.buerosued.de)  
Umschlagmotiv: © Ildiko Neer / Trevillion Images, [akg-images](http://akg-images.com),  
[www.buerosued.de](http://www.buerosued.de)  
Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara  
Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice  
Printed in the EU  
ISBN 978-3-96377-586-4

2024 2023 2022 2021

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

Nun muß ich sitzen so fein und klar  
Gleich einem artigen Kinde,  
Und darf nur heimlich lösen mein Haar  
Und lassen es flattern im Winde.

aus: *Am Turme*  
von Annette von Droste-Hülshoff  
(1797–1848)

## Die wichtigsten Personen

### Familie Petersen

Gustav \*1840, Gärtner auf Schloss Freystetten

Karla \*1842, seine Frau, Köchin und Mamsell

Antonia »Tonja« \*1862, beider Erstgeborene

Ricarda »Rica« \*1863, beider Tochter

Rosamunde »Rosel« \*1865, beider Tochter

### Familie von Freystetten

Franz \*1805, Graf und einstiger General

Raimund \*1838, sein Sohn

Henriette \*1842, seine Tochter, Ärztin

Luise \*1842, Raimunds Ehefrau

Florentine »Flora« \*1862, Raimunds und Luises Tochter

Friedemann \*1864, Raimunds und Luises Sohn

Käthe Hausmann \*1843, Ärztin, Henriettes Studienfreundin

Georg Kögler \*1851, Käthes Cousin, Rechtsanwalt

Franziska Biberti, \*1843, Henriettes Studienfreundin

Emilie Solm, \*1841, Henriettes Studienfreundin

Eleonore Singer \*1864, Ricardas Freundin

Kumari Kallstadt \*1864, Ricardas Freundin

Siegfried Thomasius \*1860, Student der Medizin

Malwine Merger, \*1850, Henriettes Haushälterin

## Als das Eis brach

Weihnachten 1876

Dem Tod, mit dem sie sich ihr Leben lang einen erbitterten Kampf lieferte, begegnete Ricarda zum ersten Mal am Weihnachtstag des Jahres 1876 auf dem See am Schloss, als sie mit dem Hund spielte.

Das dreizehnjährige Mädchen genoss den Zauber, der über der Landschaft lag. Das winterliche Licht der tief stehenden Sonne färbte die sonst kaum wahrnehmbaren Hügel der brandenburgischen Weite mit zarten Pastelltönen. Ein mildes Orange, das ins Gelbe übergang, ein hingetuschtes Rosa und ein schwirrendes Blau, das am Horizont mit dem sphärischen Weiß des Himmels und dem schweren Weiß auf der Erde verschmolz. Dazwischen die großen Gruppen kahler, noch junger Bäume, die der Vater gepflanzt hatte und von denen er behauptete, sie würden einmal im Park wie Waldinseln in einem Meer aus Gras wirken. Aber der Vater sagte auch, dass Rica einmal eine schöne Frau werden würde. Das allerdings erschien ihr noch unvorstellbarer.

Mit einem kurzen Bellen forderte Berta Rica auf, das Spiel mit ihr fortzuführen. Sie hob einen kurzen Ast auf und schleuderte ihn mit aller Kraft auf den zugefrorenen See. Mit hellem Sirren schlitterte das Holz über das Eis. Die junge Hündin stürmte ihm nach in Richtung Schloss. Der einstöckige, dreiflügelige Bau lag einige hundert Meter entfernt verträumt in der märchenhaft schönen Landschaft.



Diese schmalere, durch mehrere sanfte Biegungen geformte Seite des Sees ließ die Distanz größer erscheinen. In zwei Stunden, zum Nachmittagstee, würde es im Gartensaal das traditionelle Weihnachtskonzert geben und Ricarda in der Schlossküche helfen müssen. Umso kostbarer war dieser Augenblick, in dem sie unbeschwert den Weihnachtsnachmittag genießen konnte.

Die Weimaraner Hündin, deren silbergraues Fell so anmutig glänzte, brachte den Ast zurück und legte ihn schwanzwedelnd ab. Nun betrat auch Ricarda das Eis und wandte sich der anderen Seeseite zu. Hier hatte sie Schwimmen gelernt und seitdem jeden Sommer die Züge gezählt, die sie zur Durchquerung brauchte. Im letzten Sommer waren es 187 gewesen. Jetzt war der See eine grandiose Schlittschuhbahn. Ihr Vater und seine zwei Gehilfen hatten die Fläche vor zwei Tagen gefegt; seitdem hatte es nicht mehr geschneit.

Ricarda schleuderte den Ast diesmal in die Richtung, wo ihre Schwester Antonia mit Florentine, der Tochter des Grafen, in diesem Moment Schlittschuh lief. Doch der Wurf erreichte gerade mal die Seemitte. Rica besaß keine Schlittschuhe, was sie ganz in Ordnung fand, denn sie hatte überhaupt keine Lust, dauernd hinzufallen. Während sie dem übermütigen Hund nachsah, beobachtete sie die zwei weit entfernten Mädchen, die ein Jahr älter waren als sie.

Ricarda kannte Florentine kaum, sie besuchte eine Schule in England und kam nur an den Weihnachtstagen nach Hause. Das lag so weit außerhalb von Ricardas Vorstellungskraft, dass sie nicht einmal auf dem Globus nach-

gesehen hatte, wo England war. Mit den neuen kanadischen Schlittschuhen, die sie am Heiligen Abend von ihrer Tante geschenkt bekommen hatte, stellte Florentine sich zumindest geschickt an.

»Sieh nur, das sind die ersten, deren Kufen am Lederstiefel befestigt sind«, hatte Florentine Antonia stolz erklärt. Von Ricarda hatte sie keine Notiz genommen.

Florentine beherrschte damit bereits kleine Sprünge, und auch die eine oder andere Pirouette gelang ihr ganz gut. Und als sie stürzte, rappelte sie sich wieder auf. Das Lachen über ihr Missgeschick klang so über den See, wie Florentines ganzes Wesen war: hell, leicht, unbeschwert. Es schien nichts zu geben, das Florentine nicht konnte. Rica fiel es nicht im Traum ein, deshalb auf die Tochter des Grafen eifersüchtig zu sein. Sie und Antonia waren eben nur die Töchter des Obergärtners und der Köchin. Allerdings war Antonia das Hausmädchen von Florentines Mutter und genoss deren Wohlwollen. Deshalb hatte sie Florentines ausgediente Schlittschuhe zu Weihnachten geschenkt bekommen.

Manchmal ärgerte sich Ricarda, dass sie nicht das gewinnende Wesen ihrer älteren Schwester hatte. Während Rica die dicken schwarzen Haare der Mutter hatte, war Tonjas Haar rotblond wie jenes des Vaters, und das ließ sie viel sonniger erscheinen. Jedoch nicht so flirrend wie Flora.

Die Holzplatten mit den daran befindlichen Eisenkufen waren unter Antonias Lederstiefel gebunden, und das zusätzliche Gewicht schien das Laufen auf ungewohnte Weise zu erschweren. Selbst aus der Entfernung konnte Rica sehen, wie sehr ihre Schwester sich um Haltung bemühte. Es

sah aus, als klebten die Kufen sie auf dem Eis fest, anstatt sie so zu beflügeln wie Florentine, die sich weit von ihr entfernt hatte. Aber noch war Tonja nicht gestürzt. So kannte Rica ihre Schwester – was sie tat, machte sie langsam und gründlich; schon bald, daran hatte Rica keinen Zweifel, würde Antonia den Bogen raushaben und ebenfalls mit Anmut dahingleiten.

Aus der Tiefe des Parks näherte sich nun ein Pferdeschlitzen dem Schloss. Wer darin saß, war wegen der Entfernung nicht zu erkennen. Da ein anderer Hund nebenherlief, war Ricarda sicher, dass ihr Vater den Aushilfskutscher spielte. Als Berta sie mit einem erneuten Bellen aufforderte, den Ast zu werfen, bückte sie sich danach. Im selben Augenblick hörte sie den Schrei, den sie ihr Leben lang nicht vergessen sollte. Er kam vom See, war grell, sehr kurz und voller Panik.

Von ihrem Standpunkt aus konnte Ricarda jetzt nur noch Antonia sehen. Mit den schweren Eisen an den Füßen eilte sie zu jener Stelle, an der die junge Komtess gerade noch gewesen war. Rica hingegen kam nicht so schnell vorwärts, wie sie wollte. Immer wieder verlor sie auf dem glatten Eis die Balance, fing sich gerade noch und stürmte weiter. Berta war ihr um Längen voraus.

»Was ist passiert?«, rief Ricarda ihrer Schwester zu. Sie war noch viel zu weit entfernt und erkannte nur, dass Florentine verschwunden blieb.

»Flora ist eingebrochen!«, rief Tonja zurück.

Das kann nicht sein, dachte Ricarda.

Seit einer Woche hatte es mehrere Grade unter null. Der

Vater protokollierte seit Jahren die Temperatur, es war eine seiner Leidenschaften. Und heute hatte es um zwölf Uhr mittags minus 10,5 Grad gehabt. Dass das Eis bei derartigem Dauerfrost brechen konnte, hielt Rica für unmöglich. Überdies hätte ihr Vater die Eisfläche gesperrt!

Inzwischen hatte Antonia offensichtlich die Stelle erreicht, an der Florentine eingebrochen war. Mit den schweren Schlittschuhen an den Füßen kniete sie sich hin.

»Ich hole Flora raus!«, rief sie Ricarda zu.

»Tonja, sei vorsichtig!«, warnte sie.

Ihr Gefühl sagte ihr, dass ihre Schwester sich gerade selbst in große Gefahr begab. Doch sie war immer noch zu weit entfernt, um helfen zu können.

Antonia legte sich flach aufs Eis und streckte beide Hände hinab ins eiskalte Wasser. Endlich war Rica dem Unglücksort nah genug gekommen, um Florentines Arme und ihren Kopf aus dem Wasser auftauchen zu sehen.

Florentine schmückte ihre Kleidung stets mit Blumen, zu jeder Jahreszeit. Heute war es eine eingestickte Sonnenblume, die ihre elfenbeinfarbene Mütze zierte.

»Gleich hab ich dich!«, rief Antonia.

Bevor Rica begriff, was geschah, wurde ihre Schwester von der um ihr Leben kämpfenden Florentine ins Wasser gezogen und verschwand ohne einen einzigen Ton.

Berta stand bellend neben dem Unglücksort, als Rica nun selbst eintraf. Mit einem Blick erkannte sie, dass das Eis nicht zufällig gebrochen sein konnte. In die einen halben Meter dicke Eisschicht hatte jemand ein etwa einen Quadratmeter großes Loch hineingeschnitten. Über Nacht hatte sich zwar eine neue Schicht gebildet, doch die war ge-

borsten, als Florentine eine Pirouette gedreht hatte. Eisstücke trieben in dem dunklen Wasser.

Außer Atem kniete sich Ricarda neben das Loch im Eis. Nur kurz blickte Antonia aus der Tiefe zu ihr empor. Im selben Moment drückte Florentine sie nach unten, um selbst nach oben zu gelangen. Sie gab einen gurgelnden Laut von sich, der nicht zu verstehen war.

»Tonja!«, rief Rica.

Trotz all der Sorge um das Leben der Schwester überkam Rica eine gespenstische Ruhe. Mit dem beherrschten Befehlstone, den sie ihrem Vater abgelauscht hatte, sagte Rica zu dem Hund: »Berta! Pass auf!«

Die bernsteinfarbenen Augen der Hündin fixierten sie aufmerksam. Rica deutete auf das Schloss, wohin sie soeben ihren Vater im Pferdeschlitten hatte fahren sehen. Vermutlich wollte er zum danebengelegenen Marstall.

»Berta, hol Vater! Gib Laut! Hol Vater!«

Dass Berta über solche Fähigkeiten verfügte, konnte sie nur hoffen ...

Aus dem eisigen Wasser tauchten Florentines in Fäustlingen steckende Hände auf und griffen ins Leere. Der Blick aus ihren vor Angst geweiteten blauen Augen schrie: Hilf mir! Daneben sah Rica das Gesicht ihrer Schwester. Aus ihrem Mund stiegen Blasen, aber es gelang ihr nicht, nach Luft zu schnappen. Florentines Überlebenskampf ließ Antonia keinen Platz.

Ich darf nicht auch ins Wasser gezogen werden, dachte Rica, sonst sterben wir alle.

Sie blickte sich um. Erst jetzt entdeckte sie die Holzleiter, die nicht weit entfernt auf dem Eis lag. Als warte sie nur darauf, zur Rettung benutzt zu werden.

»Ich hol euch raus! Haltet durch!«

Keuchend schleifte sie die schwere Leiter über das Eis. Tief war der See hier nicht, aber stehen konnte man an dieser Stelle offenbar schon nicht mehr. Sie legte sich flach auf den Bauch und schob die Leiter in das schwarze Wasser hinein, wo sie im schlammigen Untergrund Halt fand.

Aber das Wasser war gespenstisch ruhig! Floras Kopf mit der Sonnenblume pendelte kraftlos hin und her. Noch ein Stück tiefer trieb Tonja, die Arme von sich gestreckt.

»Ich komme!«, schrie Rica.

Ohne zu zögern, kletterte sie ins eiskalte Wasser. Während sie sich mit einer Hand an den Leitersprossen festhielt, bugsierte sie Flora mühsam zurück aufs Eis. Dann kletterte sie erneut ins Wasser.

Wo war ihre Schwester? Ricarda nahm eine Bewegung wahr, und für die Länge eines Wimpernschlags schien Antonias schneeweiße Hand noch einmal ganz nah zu sein. Rica versuchte, sie zu ergreifen. Aber Tonja schwebte davon.

Erst jetzt fühlte Rica die eiskalten Nadelstiche des Todes. Mit letzter Kraft kletterte sie die Leiter hoch und schob sich auf das Eis. Sie blickte in Florentines Gesicht. Es war unwirklich schneeweiß. Gleichzeitig trat Blut aus einer Verletzung über dem linken Auge und rann quer über ihr Gesicht aufs Eis.

Ricarda war überzeugt, dass auch Flora tot war. Erschöpft und vor Kälte zitternd, schloss sie die Augen und blieb einfach nur liegen.

»Rica! Was ist geschehen?«

Sie vernahm die Stimme ihres Vaters und fühlte die warme Zunge des Hundes in ihrem Gesicht.

»Mein Gott, da ist ja Flora!«

Als Rica langsam die Augen öffnete, erkannte sie Komtess Henriette und fragte sich, woher Floras Tante plötzlich kam.

»Hast du Flora da rausgeholt?«, fragte sie.

»Ja. Tonja ist noch drin.«

»Was? Tonja? Im Wasser?«

Ihr Vater zog seinen langen dunklen Lodenmantel aus, legte ihn um Ricarda und kletterte ohne Zögern ins eiskalte Wasser. Die Komtess kniete sich mit einem Bein aufs Eis, winkelte das andere an und legte sich Florentine so übers Knie, dass deren Kopf nach unten hing. Sie griff in Floras Mund und drückte fest auf ihren Rücken. Gurgelnd erbrach sie einen Schwall Wasser. Das alles ging unglaublich schnell.

Rica rutschte an das schwarze Loch heran, doch von ihrem Vater war nichts zu sehen. Er war unter das Eis getaucht, aber sie war sicher, er wusste, was er tat.

»Wir müssen Florentine zum Schlitten tragen. Kannst du mir helfen?«

Ricarda nickte stumm.

»Ich nehme ihren Oberkörper, du nimmst die Beine.«

Der Vater hatte den von einem schwarzen Pferd gezogenen Schlitten dicht an die zugefrorene Fläche herangelenkt. Rica hielt Florentines Kniekehlen gepackt. Die Stahlkufen ihrer Schlittschuhe blitzten wie Messer in der Sonne.

»Wir legen sie erst mal neben die Kutsche«, sagte die

Komtess und streifte ihren hellbraunen Pelzmantel ab, um Flora daraufzubetten.

»Ich muss Florentines Atmung in Gang bringen. Dafür bewege ich ihre Arme. Du greifst währenddessen in ihren Mund und hältst ihre Zunge fest. Hast du das verstanden?«

»Ja, Komtess.«

Ihre Blicke trafen sich nur eine Sekunde lang, aber in dieser Sekunde spürte Rica, dass sie von nun an kein Kind mehr sein würde.

»Es hängt sehr viel von dir ab. Aber du schaffst das«, sagte die Komtess ruhig. Sie reichte Ricarda ein Seidentaschentuch und öffnete Florentines Mund. »Damit hältst du ihre Zunge fest. Aber lass sie nicht los, sonst erstickt Flora.«

Die Komtess packte Florentines Arme und zog sie über ihren Kopf, um sie anschließend wieder seitlich nach unten zu führen. Hin und wieder legte sie ihre Hände auf Floras Brust und drückte darauf.

»Tut ihr das nicht weh?«, wandte Rica schwach ein.

»Du glaubst nicht, was der menschliche Körper aushält«, erwiderte die Komtess, während sie mit voller Kraft darum kämpfte, dass ihre Nichte wieder zu atmen begann. »Spätestens wenn du ein Kind bekommst, wirst du es selbst erfahren.«

Plötzlich zog Florentine die Luft mit einem erschreckten Laut ein.

»Zunge loslassen! Richte sie auf«, befahl die Komtess und begann, Florentines Körper zu massieren.

»Florentine, hörst du mich?«, fragte die Komtess und schlug ihrer Nichte vorsichtig auf die blassen Wangen.



Während Florentine hustete, klopfte Ricarda ihr auf den Rücken.

»Ich friere«, flüsterte Florentine endlich.

»Flora, du lebst!«, antwortete die Komtess und wickelte sie ganz in ihren wärmenden Pelz.

Vom See her näherte sich Ricas Vater schweren Schrittes durch den Schnee, die leblose Antonia in seinen Armen. Seine Kleidung war tropfnass. An seinen Haaren, dem Bart, den Augenbrauen hingen Eisperlen. Seine Lippen waren blau. Er legte Antonia zwischen die beiden Bankreihen auf den Schlitten. Auf der einen Bank saß Komtess Henriette mit Florentine auf dem Schoß. Auf der anderen drückte sich Ricarda in die Ecke. Sie schloss die Augen, als der Vater Tonja mit einer Decke zudeckte.

Ruckelnd fuhr der Schlitten an.

»Lebst du noch?«

Ricarda wurde davon wach, dass heftig an ihren dicken Zöpfen gezogen wurde. Sobald sie die Augen aufschlug, sah sie in das runde, rotbackige Gesicht ihrer kleinen Schwester Rosel.

»Tonja ist tot. Warum hast du ihr nicht geholfen?«, fragte die Elfjährige. »Flora hast du doch auch gerettet.«

Zwei Bilder tauchten aus der Erinnerung auf: Antonia, die im dunklen Wasser unter das Eis davonschwebte. Und Antonia, die vom Vater in den Schlitten gelegt wurde.

Ricardas Magen krampfte sich zusammen.

»Es war so kalt«, sagte sie leise.

Rosel legte die Hand auf die Stirn der Schwester. »Jetzt bist du ganz warm.«

Jede Zudecke, die entbehrt werden konnte, hatten die Eltern um Ricarda gewickelt. Dazwischen hatten sie im Kochherd erhitzte Backsteine gelegt. Unter dem Gewicht konnte Ricarda kaum atmen und versuchte, sich frei zu machen.

Rosel drückte sie zurück. »Du darfst nicht aufstehen, hat Mutter gesagt. Du musst warten, bis die Komtess es erlaubt.«

Bis zu diesem Weihnachten hatte Ricarda Komtess Henriette – so weit sie sich erinnerte – erst ein Mal getroffen. Auch da war es um Florentine gegangen. Im Frühling vor zwei Jahren hatte die Komtess ihre Nichte abgeholt, um sie nach England zu begleiten, wo Florentine seitdem zur Schule ging.

Die Komtess war wirklich eine ungewöhnliche Frau. Sie hatte sich Flora einfach wie einen Sack übers Knie gelegt! Und auf welche Weise sie sie behandelt hatte! Wieso wusste die Komtess solche Dinge? Und wie ruhig sie dabei vorgegangen war ... Wenn ich doch nur so ruhig hätte sein können! Ich hätte nicht aufgeben dürfen und Tonja retten müssen, dachte Rica.

»Was habt ihr mit Tonja gemacht?«, fragte sie ihre kleine Schwester.

»Weiß nicht.«

Das Bett neben Ricarda war leer. Antonias Bett ...

Rosel folgte dem Blick ihrer Schwester. »Meinst du, ich darf da heute Nacht schon schlafen?«

Rosels Kastenbettchen, ebenso wie die Matratzen ihrer Geschwister mit Stroh ausgestopft, stand am Fußende der beiden anderen und war viel kürzer. Rosel konnte sich beim Schlafen nie ganz ausstrecken.

»Dir ist bestimmt kalt. Leg dich zu mir. Dann gebe ich dir von meinen Decken ab.«

»Danke, Rica.«

Ricarda rückte zur Wand, die Kleinere schob sich daneben.

Plötzlich kam Rica ein Gedanke: »Müssen wir nicht in der Schlossküche helfen?«

»Das Fest ist vorbei. Die Frau Gräfin hat Mutter frei gegeben wegen Tonja. Emmi arbeitet für Mutter in der Küche. Und ich hatte für Antonia ausgeholfen.«

»Und für mich. Danke dir, Rosel.«

Das Weihnachtskonzert hatte also trotzdem stattgefunden. Zu mehr als dieser nüchternen Schlussfolgerung war sie in diesem Moment nicht fähig.

Schon nach kurzer Zeit spürte die hellwache Ricarda das immer schwerer werdende Köpfchen ihrer Schwester auf der Schulter und hörte gleich darauf deren regelmäßige Atemzüge. Sobald sie die Augen schloss, sah sie Antonias bleiches, von blutigen Schnitten übersätes Gesicht im Wasser treiben.

Das Zimmer wurde von einer einzigen Kerze erhellt, deren leichtes Flackern den Eindruck erweckte, als zitterten die Wände. Bislang hatte Rica dieses Zittern gemocht, aber heute krampfte es ihre Brust zusammen. Es gab ihr das Gefühl, alles könnte von einem Moment auf den anderen verschwinden, sich auflösen. Dass, wenn sie die Augen schlosse, selbst dieser kleine Raum verschwinden würde.

Sie erinnerte sich, was Antonia an diesem Morgen gesagt hatte. Es war noch dunkel gewesen, und sie hatten die

Kerze angezündet, um Licht zu haben. Antonia war aufgekrazt, als die silbernen Kufen ihres Weihnachtsgeschenks im Kerzenschein glänzten wie das Versprechen eines neuen Abenteuers.

»Ich werde über das Eis schweben, Rica. Du wirst schon sehen! Ich werde fliegen.«

Ricarda blieb still liegen, damit sie Rosel nicht aufweckte. So konnte sie sich die Tränen nicht aus dem Gesicht wischen. Alles drehte sich um sie herum, und Rica drückte sich an ihre kleine Schwester.

Die Tür zur Kammer wurde vorsichtig geöffnet, das Licht aus der Wohnstube, in der auch das Bett der Eltern stand, fiel hinein. Die Mutter betrat den Raum und fühlte Ricardas Stirn.

»Rosel schläft ganz fest«, flüsterte Ricarda.

»Und du?«, fragte die Mutter.

»Kann nicht.«

Die Mutter legte Rosel in Tonjas Bett.

»Gib ihr von meinen Decken«, sagte Ricarda. »Mir ist warm genug.«

Die Mutter beugte sich zu ihr herunter. »Du bist ein tapferes Mädchen, Ricarda.«

Jetzt konnte sie sich nicht mehr beherrschen: »Nein, das bin ich nicht, Mutter! Ich hätte Tonja retten müssen.«

»Wenn Gott gewollt hätte, dass du Tonja rettetest, hätte Er dir die Kraft dazu gegeben, Ricarda.«

»Gott kann doch nicht gewollt haben, dass Tonja stirbt. Heute ist Weihnachten!«

Karla Petersen setzte sich vorsichtig auf die schmale

Bettwange und strich ihrer Zweitgeborenen die schweren, dunklen Haare aus dem Gesicht.

»Nichts auf Erden geschieht gegen Gottes Willen, Ricarda.«

»Dann wollte Gott, dass Tonja stirbt?«

»Ja, das wollte Er, Ricarda. Wir werden niemals wissen, warum.«

»Mutter, ich glaube, Gott hat nicht das Loch ins Eis gemacht.«

»Du frevelst Gott!«, ermahnte die Mutter sie streng.

Ricarda senkte den Blick. »Vergib mir, Mutter.«

Nach einer Weile fragte Karla Petersen sehr leise: »Wie meinst du das: ein Loch ins Eis gemacht?«

Zum zweiten Mal an diesem Tag spürte die Dreizehnjährige, dass sie eine unsichtbare Grenze übertreten hatte – jene zwischen der Welt der Erwachsenen und der Kinder. Sie konnte die Folgen ihrer altklugen Bemerkung nicht abschätzen, aber sie ahnte, dass sie das Loch nicht hätte erwähnen dürfen.

Sie wandte den Kopf ab. »Ich bin nur ein dummes Mädchen.«

»Dein Vater sagt immer, dass du zu viel denkst, Rica.« Sie nahm Ricas heißen Kopf in beide Hände. »Ich liebe deinen Vater. Aber das stimmt nicht. Gott hat uns einen Kopf gegeben, damit wir ihn zum Denken benutzen und nicht nur zum Essen. Also: Warum sagst du, dass jemand ein Loch ins Eis geschnitten hat? Das wäre nämlich ein Verbrechen, weil er Tonjas Leben auf dem Gewissen hätte.«

Ricarda saß im Nachthemd und in eine Decke gewickelt auf der Bank am Kochherd und umklammerte mit beiden Händen die warme Milch. Die Mutter war bereits vor

Stunden ins Schloss gegangen, um in der Küche zu arbeiten. Der Vater legte Holz im Herd nach. Es war noch früh am Morgen, aber draußen stritten bereits die ersten Sonnenstrahlen mit dem Dunkel der Nacht. Gustav Petersen öffnete schwungvoll, als es an der Haustür klopfte.

»Guten Morgen, Komtess, das ist sehr freundlich von Ihnen, dass Sie noch einmal nach Ricarda sehen«, sagte er.

»Petersen, guten Morgen!«

Mit der gleichen resoluten Art, mit der die Komtess sich Florentine übers Knie gelegt hatte, streckte sie dem Obergärtner die Hand entgegen.

»Wie geht es unserem tapferen Mädchen?«

Komtess Henriette stellte ihre schwer aussehende Tasche auf den Boden und legte ihren hellen Pelzmantel ab. Darunter trug sie ein wollenes, zweiteiliges Reitkostüm und hohe Stiefel. Sie klappte die Tasche auf und förderte ein seltsames Gerät zutage. Sie bemerkte Ricardas fragenden Blick.

»Das ist ein Stethoskop. In Deutschland haben das nicht viele Ärzte. Lässt du mich mal an deinen Rücken, ja? Wenn du ganz tief ein- und ausatmest, höre ich, ob deine Lungen gesund sind.«

»Sind Sie denn ein Arzt?« Die Frage platzte aus Ricardas förmlich heraus. Sie hatte nie zuvor gehört, dass eine Frau ein Arzt sein konnte.

»Ricarda, so etwas fragt man nicht!«

»Lassen Sie nur, Petersen, ist doch gut, wenn Ihre Tochter neugierig ist. Sie wird sich gestern schon gewundert haben, was ich mit Florentine angestellt habe. Stimmt's, Ricarda?«

Das Mädchen nickte. »Antonia konnten Sie nicht mehr lebendig machen.«

»Die Medizin ist eine Wissenschaft, die man erlernen kann. Ich habe das zehn Jahre lang getan, um mich nun Ärztin nennen zu dürfen. Aber Wunder kann ich nicht vollbringen, auch wenn ich wünschte, es wäre anders. Und jetzt still sein und tief ein- und ausatmen.«

Nachdem die Komtess das Stethoskop an mehreren Stellen aufgesetzt hatte, legte sie Ricarda die Decke wieder sorgfältig um.

Sie blickte Ricas Vater an, als sie sagte: »Das haben Sie und Ihre Frau gut gemacht, Petersen. Ricarda hat sich keine Lungenentzündung geholt. Aber sie muss sich weiterhin warm halten. Ich horche sie morgen noch einmal ab.«

Sie zog sich den warmen Pelz über.

»Petersen, mein Vater hat den Wunsch geäußert, Ricarda heute Nachmittag zu danken. Wären Sie so freundlich und würden veranlassen, dass sie um vier Uhr bei ihm ist?«

Der Vater verbeugte sich leicht. »Es wird uns eine Ehre sein, Komtess.«

»Ricarda hat bewiesen, dass sie groß genug ist, um das allein zu schaffen, nicht wahr, Petersen?«

»Gewiss, Komtess, das hat sie«, erwiderte der Vater nach einer etwas zu langen Pause.

Nachdem die Komtess gegangen war, nahm er seine Tätigkeit wieder auf. »Graf Franz hat mir nie erzählt, dass seine Tochter ein *Arzt* ist«, sagte er mehr zu sich selbst.

So fasziniert Ricarda auch von der Komtess und ihrem ungewöhnlichen Beruf war, für sie zählte nur, dass auch ein Arzt Antonia nicht hatte retten können.

Karla fand alles so vor, wie Rica es ihr nachts geschildert hatte. Allerdings hatte das Eis die Bruchstelle wieder verschlossen. Wie erstarrt blickte die trauernde Mutter auf den dünneren Eispanzer, durch den das dunkle Wasser schimmerte, das ihrem Kind das Leben genommen hatte.

Irgendwann riss sie sich von dem Anblick los. Denn sie wollte sich nicht der Trauer hingeben; sie musste verstehen, was geschehen war. Es war offensichtlich, dass Rica recht hatte: Jemand hatte ein Loch ins Eis gesägt. Auch die Leiter lag noch in der Nähe.

Aber wozu? Zur Gewinnung von Eis, um damit Speisen zu kühlen? Oder zum Eisfischen? Als Mamsell und Köchin wusste sie, dass niemand Eis gebracht und dass es zum Heiligen Abend keinen Fisch gegeben hatte. Konnten also Fischdiebe dafür verantwortlich sein, dass ihre Tochter sterben musste? Unsinn, die hätten sich nicht die Mühe gemacht, ein derart akkurates Loch zu stemmen! Das dauerte viel zu lange. Vor allem brauchte ein Eisfischer nur Stock und Schnur und keine Leiter.

Der Schnee rund um die Unglücksstelle war von zahllosen Fußspuren übersät. Die meisten führten an das Ufer, wo noch die Äpfel des Schlittenpferdes lagen. Aber es gab auch andere Fußstapfen, die zur nördlichen Seite des Sees führten, tief hinein in den Schlosspark.

Karla war so gut wie nie dort. Ihr fehlte die Zeit für Spaziergänge durch das riesige Reich, das ihr Mann in den vergangenen fünfzehn Jahren für die Grafenfamilie geplant und angelegt hatte.

Dazu zählt auch der Teich, dachte Karla bitter. Hätte Gustav ihn nicht angelegt, wäre unser Kind nicht ertrunken.



Karla folgte den Fußspuren, und nach wenigen Minuten stand sie vor einem aus Feldsteinen errichteten Häuschen, das in einer Senke verborgen lag. Die Kiefern ringsum gaben ihm einen romantischen Anschein. Karla drückte die Türklinke nieder. Es war offen.

In einem Raum, nicht viel größer als ihre eigene Wohnstube, standen Holzliegen mit Schafswolldecken, in der Mitte ein offener Kamin, am Boden davor Bären- und Wolfsfelle. Dazwischen lagen ein paar leere Flaschen Champagner, von der Kellerei Heidsieck aus Reims. In der ersten Dezemberwoche hatte sie als Mamsell die Lieferung von mehreren Kisten quittieren müssen.

Die herumliegenden Flaschen waren fachgerecht mit einem Säbel an der schmalsten Stelle des Halses geköpft worden. Eine Kunstfertigkeit, die Graf Raimund gelegentlich seinen Gästen im Schloss vorzuführen beliebte. Damit war es für Karla bewiesen, dass Graf Raimund und seine Freunde das Loch ins Eis gesägt hatten, um sich abzukühlen. Es wäre seine Pflicht gewesen, die Stelle anschließend abzusichern.

»Möge Gott dich strafen ...!«, entfuhr es Karla.

Über ihre eigenen Worte erschrocken, bekreuzigte sie sich mehrmals.

Sie verließ gerade das Häuschen, als sie das Schnauben eines Pferdes hörte. Hastig zog sie die Tür ins Schloss, huschte ums Haus herum und versteckte sich dahinter.

Komtesse Henriette glitt elegant aus dem Sattel. Sie musterte die vielen Fußspuren.

»Jemand hier?«, rief sie.

Karla hielt den Atem an.

Mit Komtess Henriette hatte sie bislang nur wenig zu tun gehabt. Ihr Leben verlief in Dimensionen, die selbst Karla, deren Mutter aus dem fernen Spanien kam, unvorstellbar erschienen. Es hieß, sie habe in Amerika studiert und sei in der ganzen Welt zu Hause, aber das Schloss würde sie seit Jahren meiden. Irgendetwas schien in der Jugend der Komtess hier geschehen zu sein, das sie belastete. Aber das war lange bevor Gustav und Karla vom alten Grafen nach Freystetten geholt worden waren.

Mochte sie als Mamsell auch nicht viel über die Komtess wissen, so war sie sich in einem Punkt sicher: Henriette war die Schwester des Grafen und sie, Karla, die Mutter des Opfers. Somit stand sie auf der anderen Seite, auf jener, auf der man nicht gewinnen konnte.

Das beschwerliche Laufen durch den hohen Schnee hatte Karla außer Atmen gebracht. Doch sie spürte keine Anstrengung, denn ihre Gedanken kreisten um die Frage, wie sie mit dem umgehen sollte, was sie gerade herausgefunden hatte. Sie stieß die ebenerdig an der Schmalseite des Schlosses gelegene Dienstbotentür auf, klopfte den Schnee von den Schuhen und hängte ihren Mantel an den Haken gleich vorn beim Eingang.

Hier unten im Souterrain war noch die Geschichte des Schlosses zu erkennen, seine breiten Fundamente, die niedrigen runden Gewölbe, in denen es immer kühl und feucht war. Das alles passte nicht zu den eleganten beiden oberen Schloßetagen, die teilweise Jahrhunderte später entstanden waren. Von der Dunkelheit, in der die Dienerschaft lebte, hatten die Herrschaften keine Ahnung. Sie kamen so gut wie nie herunter.

Karla öffnete die Tür zur Hauptküche und erstarrte. Direkt vor ihr stand Gräfin Luise, eine Decke um die Schultern gelegt, die sie mit vor der Brust gekreuzten Armen um sich schlang.

Die Frauen hatten fast die gleiche Größe, beide waren vierunddreißig Jahre alt. Die körperliche Arbeit hatte aus Karla eine Frau mit breiten Schultern und festen Armen geformt. Die zierliche Gräfin, deren kastanienbraune Locken gerade leicht derangiert wirkten, sah viel jünger aus. Sie wirkte selbstbewusst und stolz.

»Guten Morgen, Durchlaucht.« Karla knickte tief.

»Woher kommst du?«, fragte die Gräfin ohne jede Vorrede.

»Durchlaucht, Antonia ...«

»Das weiß ich doch.« Luisers zarte weiße Hand wischte durch die Luft, als verscheuchte sie eine Fliege. »Ich habe meinen Gästen erzählt, dass dein Flan unvergleichlich ist. Ich wollte ihn heute zum Frühstück servieren lassen.«

Karlas Küche funktionierte wie ein Uhrwerk. Einen Flan zu machen dauerte 75 Minuten.

»Hätten Sie es mich nur gestern Abend wissen ...«

»Da warst du fort, und heute Morgen kommst du anderthalb Stunden zu spät.«

Karla spürte eine Wut in sich aufsteigen, die kurz davor stand, aus ihr herauszubrechen. Doch sie biss die Zähne zusammen und schwieg.

Luise hielt dem überraschend entschlossenen Blick der Köchin nicht stand.

»Dann mach den Flan eben zu Mittag als Nachtisch«, sagte sie hastig und schob sich an Karla vorbei.

»Selbstverständlich, Durchlaucht.«

Karla nahm die blütenweiße Schürze vom Haken, streifte sich den Nackenbügel über und versuchte, sich die Schleife am Rücken zu binden. Etwas, das sie viele tausend Mal getan hatte. Es gelang ihr nicht; ihre eiskalten Hände zitterten vor Wut. Sie riss sich die Schürze vom Hals, warf sie auf den nächstbesten Tisch und stützte sich mit beiden Händen daran ab.

So selten die Gelegenheiten waren, zu denen eine Komtess in die Küche kam, so selten war es umgekehrt. Karla hatte den ganzen Tag an nichts anderes als den sinnlosen Tod ihrer Tochter denken können. Als sie am Mittag gegen halb eins in den kleinen Salon gerufen wurde, hoffte sie daher, dass das Grafenpaar vielleicht die Aussprache suchte.

Diese Hoffnung verflüchtigte sich in dem Moment, als Karla den Salon betrat.

Der halbrunde Raum mit weinroter Seidentapete und Mobiliar aus hellem Kirschbaumholz, war das extravaganteste und neueste Zimmer des Schlosses, aber auch sehr klein. Der Tisch, an dem allenfalls Dessert und Wein gereicht wurden, bot nur Platz für vier Personen: zwei Herren, die Karla nie zuvor gesehen hatte, sowie Graf Raimund und Gräfin Luise.

Die Kleidung des Grafen wirkte auf Karla, als habe er sich in eine Art Schneeflocke verwandeln wollen – der Rock aus weißer Seide, Spitzen an den Ärmeln und am Kragen. Geradezu grotesk wirkte der Kontrast zu seinem Kopf – das rote Haar mit Pomade gebändigt, die Gesichtshaut fast so rot wie ein Hummer im Kochtopf.

Karla sah das Champagnerglas in seiner Hand und verstand.

»*La reine de la cuisine à Freystetten, Madame Klara!*«

Karlas Französisch war nicht besonders gut. Dass Graf Raimund sie seinen beiden Freunden als *Königin der Küche* vorgestellt hatte, hätte sie jedoch an jedem anderen Tag der vergangenen fünfzehn Jahre wenigstens zu einem Lächeln gebracht.

»*Freystetten, c'est le cul du monde, mes amis. Mais nous avons Madame Klara et son flan. Hahaha!*«

Freystetten ist der Arsch der Welt? Hatte sie das richtig verstanden? Hatte Graf Raimund gerade eben genau das über den Stammsitz seiner Familie gesagt?

Karla spürte einen derben Klaps auf den Po.

»*Mais il est si beau, ce cul de Klara. Hahaha!*« Der glupschäugige Bursche, der zu Raimunds Linken saß, lachte sich halb tot.

»*Ah, non, le tien, mon cher, c'est le plus beau du tout le pays!*«

Graf Raimund hatte einen Witz gemacht. Nicht etwa Karlas Hintern war der schönste im ganzen Land, sondern jener des Glupschäugigen.

»Was mein Gemahl zu sagen versucht, Karla, ist, dass der Flan wirklich hervorragend war. Wir haben zwar leider ein wenig länger darauf warten müssen, aber das Warten hat sich gelohnt.«

»Genau das versuche ich zu sagen, meine liebe Luise. Wie poetisch: liebe Luise! Das geht nur auf Deutsch. *Chère Luise*, das ist nicht dasselbe, liebe Luise.«

Der Graf machte eine Pause, legte den Kopf etwas zur

Seite, klapperte mit den Wimpern. »Schöne Luise, wollte ich sagen.«

Die beiden Männer am Tisch guckten etwas verständnislos und entschlossen sich zu lachen.

»Sie dürfen gehen, Karla«, sagte Luise.

Graf Raimund hob sein Champagnerglas. »*À Klara!*« Die beiden Männer schlossen sich seinem Toast an.

Es waren keine vierundzwanzig Stunden vergangen, seitdem Karla ihre Tochter verloren hatte.

Sie wollte schon wortlos abtreten, doch dann hielt sie inne und drehte sich noch einmal um.

»Danke für Ihr Lob für den Pudding, Durchlaucht.« Die Empörung über die erfahrene Demütigung machte es ihr schwer, sich angemessen auszudrücken. »Ich wünsche Ihrer Tochter, dass sie nie so frieren muss wie meine Antonia.«

Graf Raimund hielt sein Champagnerglas noch immer in die Höhe. Er sah Karla verständnislos an.

»Danke, nett von Ihnen, Klara.«

»Karla, Durchlaucht.«

»Sagte ich doch.«

Bevor der wartende Diener die Champagnerflasche aus dem silbernen Eimer nehmen konnte, griff Raimund danach und goss zuerst dem Glupschäugigen ein. Schon im nächsten Moment nahm die Runde ihr Gespräch wieder auf.

Das Zimmer von Graf Franz hatte sieben Fenster. Vier nach Osten, drei nach Süden, wo die Sonne schon so tief stand, dass sie die Felder berührte. In dem riesigen hellen Raum lag der Graf in einem Bett, das an der Wand im

Dunklen stand. Es war nicht so groß, wie Ricarda sich ein Grafenbett vorgestellt hatte. Man hatte dem Schlossherren ein paar Kissen in den Rücken geschoben, sodass er sie ansehen konnte. Der Graf war erschreckend blass, sein Kopf ungewohnt kahl, der Backenbart buschiger als früher. Doch das Lächeln, das er Rica schenkte, war von der gleichen Warmherzigkeit wie immer.

»Ricarda, meine Kleine, komm her! Lass dich ansehen.« Seine Stimme klang schwach, aber sein Lächeln wurde noch breiter. »Oh, du bist wie deine Mutter. Sie hat spanisches Blut, das weißt du.« Er hob den Finger. »Spanier sind temperamentvoll. Und große Eroberer.«

Das hatte der alte Graf schon einige Male zu Ricarda gesagt, aber niemand hatte ihr bislang erklärt, was er damit meinte.

»Setz dich zu mir.«

Franz von Freystetten hatte einen Hocker neben sein Bett stellen lassen.

»Danke, Durchlaucht. Darf ich stehen bleiben?«

»Natürlich darfst du das, wenn du dich dann wohler fühlst.«

Der alte Herr lachte. »Da sind wir nun, Ricarda. Du am Anfang deines Lebensweges. Und ich am Ende.«

Der Graf machte eine lange Pause. Er sah durch eines seiner vielen Fenster hinaus in das Weiß aus Himmel und Landschaft, dann schien er sich daran zu erinnern, dass noch jemand im Raum war.

»Auch für dich wird der Tag kommen, an dem du zurücksiehst auf dein Leben. Ich bete zu Gott, dass dieser Tag in weiter Ferne liegt.«